Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 51

Artikel: Vom Berner Markt und der Berner Messe [Schluss]

Autor: Leuenberger, Klaus

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644777

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sich legte, kam eine große Klarheit der Gedanken über ihn. Er fühlte weder Schmerz noch Furcht, noch war die leiseste Hoffnung mehr in ihm. Aber sein Kopf war hell und sein Sinnen scharf wie das eines Vielerfahrenen. Auf dem Weg, den ihm die Zwyer-Leni gezeigt hatte, war er an eine Mauer gekommen, die nicht zu überklettern war. Er, der Bennet-Flori, eines verkommenen Weibes Bub, mußte zurück zu dem Volk, das seinesgleichen war, und mußte wieder verkommen. Aber er hatte dem guten Mädchen versprochen, daß er recht und brav bleiben wolle! Ha, wenns doch an ein Untergehen ging, sollte es nicht wieder ein Versinken in Schlechtigkeit sein! Er schlug seine nägelbeschlagenen Schuhe fester in den gegen die Höhe sich härtenden Schnee. Als er den Firnwind schärfer spürte, riß er den Filz vom Kopfe. Der kühle Hauch tat wohl, die Stirn fühlte sich noch einmal so frei. Er nahm den Hut und schwang ihn in weitem Bogen in der Richtung fort, wo das Tosen des Färnigenbaches scholl. „Da tu deine letzte Reise wie ich die meine!"

Er erreichte bald danach den Wald und schaffte sich aufwärts, langsam, gemächlich. Es war ja keine Eile! Er brauchte wohl eine Stunde bis zum Jochsee. Als er aus den Tannen trat, lag das Mondlicht auf dem dunkeln Gewässer. Weiß, von blendender Helle, schien es hinabzuzünden in die finstere, seltsame Tiefe. Es tat sich wie ein Tor auf in dem schweigenden Wasser, und die Silberleiter des Mondstrahls führte hinab in den Grund. Flori wunderte sich nicht mehr, daß nichts zur Höhe kam, was der See verschlang, seine Tiefe schien endlos. Er stand und sah dem ruhigen, weißen Glanz nach und hinunter, bis ihm die Augen brannten. Dann hob er den Kopf und sah dasselbe weiße Licht über alle Berge gegossen. Nur wo Wald wuchs, ragte es schwarz in die heilige Helle, und jede Tanne hob sich scharf von dem leuchtenden Grund, und jeder lag es zwischen den Aesten wie von feuchtem, silbernem Tau. Aber die Berge standen gleich erleuchteten Riesenmauern. Das „Stille Horn" schien wie ein Turm aus edlem, weißem Metall, und auf seinem Firn spielten bleiche Flammen.

Flori dachte an die Tage auf der Hornalp und die Zeit, da die Zwyer-Leni ihm lieb geworden war. Nun packte ihn zum erstenmal ein Leid, und seine Züge begannen in verbissenem Gram zu zucken. Aber er nahm sich zusammen. Seine Hand fuhr nach der Brusttasche. Ein altes zerrissenes Notizbuch steckte dort, darinnen des Zwyers Knecht die Austragmilch aufzuzeichnen pflegte. Das Lotterding enthielt noch zwei Blätter. Er riß das eine heraus und ließ es, dicht an den See tretend, ins Wasser gleiten. Es machte den gleichen, gemächlichen Weg, inmitten der Mondhelle fing es an, sich zu drehen, und plötzlich war es verschwunden. Flori entnahm seinem Buche das andere Blatt und hob es über das Wasser. Dann besann er sich und zog es zurück. Er nestelte einen Bleistiftrest aus dem ledernen Halter am Buch, legte das Blatt auf den leeren Deckel und zeichnete mit ungelenken Fingern zwei Worte auf das Papier.

„Adie, Leni!"

Er brauchte eine lange Weile dazu. Als er fertig war, schritt er zur nächsten Tanne, deren Stamm kahl war und nur hoch in das Licht eine spärliche Krone streckte. Dort nahm er sein Taschenmesser, durchstach den wortarmen Brief, ihn fest an den Stamm des Baumes heftend. Das Messer zitterte, als seine Hand es losließ, er hatte es bis in das Herz der Tanne gestoßen.

Und gleich einem, der sich ruhig schlafen legen will, entledigte er sich seines Rockes und legte ihn unter den Baum, und die silberne, wertlose Uhr legte er darauf, als wäre sie ein Kleinod. Dann trat er an den See zurück und zögerte nicht ein einziges Mal. Sein Entschluß stand so klar und fest vor ihm. Er stieg in das Wasser, als gälte es ein Sommerbad, und legte sich gleich dem geübten Schwimmer auf den Rücken in die schwarze Flut. Sein Gesicht war der Helle zugewendet. Es zuckte keine Muskel darinnen. Der Körper begann zu treiben, und je mehr er sich der Helle näherte, desto starrer erschien das Gesicht, wie aus Marmor geschlagen, rein, schön, von kühnen Zügen; jede Spur von der Schlaffheit des Verkommenen war verschwunden. Der Sterbende hatte einen eisernen Mut, seine Augen standen offen und blickten ohne Trauer, nur voll großer, entschlossener Ruhe.

Als der Mond in das Gesicht lugte, tat der See sich auf. Es ging wie eine mächtige Welle und war wieder glatt und still und hell.

An dem Stamm drüben schimmerte das Blatt.

* * *

Des Zwyers Leni hatte gebeichtet. An dem Abend, da sie sich dem Flori am Jochsee versprochen hatte, war sie vor den Zwyer hingetreten und hatte gesagt:

„Ich bin dem Flori nachgegangen. Er hat mein Wort, wenn er brav bleibt!"

„Das Wort soll nicht gelten! Der Herrgott wird dir Antwort geben, eigenwilliges Mädchen! Ich habe nicht gewußt, daß ich ein ungehorsames Kind habe!" hatte der Zwyer geredet und war zum erstenmal im Zorn von seiner Einzigen gegangen.

Zwei Tage später hatte er der Leni einen weißen Zettel zugetragen, darauf zwei schwer zu lesende Worte standen.

Das Mädchen saß in der Wohnstube und nähte und sorgte sich um den Flori und grämte sich um den Vater, der zwei Tage lang kein Wort mehr zu ihm gesprochen hatte. Die Zwyerin saß daneben und las den Kummer aus des Mädchens Gesicht und hätte trösten mögen, wenn sie nicht dem Manne recht gegeben hätte.

Der Zwyer war auf einmal in der Tür gestanden, während ihn die Weiber bei den Knechten glaubten, die am Waldholz schafften. Sein Gesicht war ernst, aber die ganze Liebe zu seinem Mädchen leuchtete wieder aus seinem Gesicht.

„Der Herrgott gibt dir einen harten Bescheid," sagte er, und seine Stimme zitterte, „das und allerlei Sachen, die dem Bennet-Flori gehört haben, haben sie am Jochsee gefunden!"

Leni war aufgefahren. Sie haschte nach dem Zettel und las — und las. Darauf sah sie den Vater an mit Augen, die sich füllten und brannten, bis sie das Gesicht an des Zwyers breiter Brust verbarg. Da schluchzte sie lange, und der Bauer legte den Arm um ihren schlanken Leib, und mit der Rechten strich er ihr über den blonden Kopf, zärtlich, viele Male.

Die Zwyerin sah hinaus zum Fenster. Es wollten auch ihr die Augen feucht werden ob der großen Liebe, die sie zwischen den beiden sah.

— Ende. —

Vom Berner Markt und der Berner Messe.

Studien von Klaus Leuenberger, Bern. (Schluß.)

Einstmals hat der alte Zeitglocken auch Marktbilder gesehen, die recht ungemütlich waren. So im Teurungsjahr 1846, wo die Regierung gegen unzufriedene Bürger, die einen Raubsturm auf die feilbietenden Händler und Wistenlacher unternahmen, Militär in die Stadt einmarschieren und auf dem Kornhausplatz vier Kanonen aufstellen ließ, um durch ihre drohende Haltung einer weiteren Ausdehnung des Marktkrawalles vorzubeugen. (Siehe Abbildung in letzter Nummer.)

Es gelang ihnen schließlich. Aber erst nachdem die Vertreter der Regierung auf dem Platze erschienen und dem angesammelten Volke versprochen, Aenderungen an der Marktordnung vorzunehmen, den „Fürkauf" zu verbieten und die Einfuhr auswärtiger Lebensmittel zu erleichtern.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Waisenhausplatz von der Aarbergergasse aufwärts ist der Markt anders als in der übrigen Stadt.

Gerüche kommen. Man weiß nicht recht woher. Ob von den Käsen, die wie ausgeschnittene Mühlesteine drüben unter Tuchdächern stehen oder vom „Säulimärit". Aber um den dicken Mann mit der Stimme, als ob ihm jemand die Gurgel zudrückte, stehen zwei Dutzend Buben und eine Handvoll Bauernleute. „Sehen Sie, meine Herrschaften: zwei Paar Hosenträger ein Franc fumfzig und dazu schenke ich euch ein Stück Prima excellent duftende Lilienmilchseife und ein Messer mit ein, zwei, drei Klingen und dem Bildnis des Wilhelm Tell auf der Schale; hier, ich will nichts verdienen, s' ist nur, damit die Sache fortkommt; — Wer nimmt! Schnell! Die Gelegenheit ist günstig . . . sie kommt nicht wieder."

„Du, Hannes, was isch o das für-n-e Schminggu, das dä so waschle cha, wi-n-e frisch g'öleti Dröschmaschine?" frägt eine Bauernfrau ihren Mann. Anstatt der Antwort fährt ein Bub mit zwei „Chalbene" zwischen die Beiden. „He, he, — — d's Tuusige Wätter ömel o, me isch schier d's Läbes nimme sicher, hie!" — Die Beiden trotten dem „Säuli- u Chalbermärit" zu.

„Entsetzlich!" ruft eine fremde Frau. „So ein Gestank auf dem schönsten Platz der Stadt, — was sind das für komische Leute, die Berner!" Wir lachen und wissen es besser. Dummes Zeug! er war schon vor fünfhundert Jahren hier, warum sollte er plötzlich verschwinden? — An Dienstagen ist seine Farbe rosarot, wenn die Schweinchen abgebrüht sind und im frischen Stroh wühlen. Etwas weiter unten stehen Schafe, Ziegen, Kälbchen; dahinter Frauen und Kinder, Bauern und Händler in blauen Blusen und Burgundernasen.

Wer von den Anstrengungen des Handelns hungrig und durstig geworden und seine Ware losgeworden ist, geht heute in die Wirtshäuser, die unter dem Landvolk einen Namen haben. In den „Manz" oder „Ruof", den „Sternen", „Wilden Mann" und stadtabwärts in den „Schlüssel", „Adler" u. a. Wer Studien machen will, geht mit ihnen. Der Dienstag ist Markttag und Bauernsonntag zugleich und da geht es hoch her.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Buntscheckige Anschläge an allen Ecken. Blaue, grüne, rote Ballons in der Luft, von Kindern herumgetragen,

Vom letzten Zybelemärit.

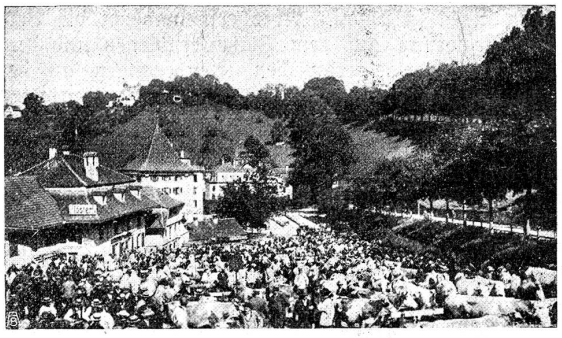
Das „Bernische Streichorchester" macht Stadttoilette.

Pfeifendröhnen und Orgelgesumms, über der Stadt und hoch oben am Abendhimmel eine matte Glut wie von einem mächtigen Feuerherd. Die Messe ist da mit Tschintrara und heissassa! Und mit ihr die beiden großen Jahrmärkte, der „Ziebele- und Chachelimärit und der Meitschimärit". Ganz still ist auf dem Bärenplatz ein kleines Städtchen aus Brettern und Segeltuch entstanden. Und ebenso still sind die Komödiantenwagen nach der Schützenmatte gefahren. Die Schaustellungen selbst haben seit Jahrhunderten wenig gewechselt. Sie waren schon dem Bern des 17. und 18. Jahrhunderts bekannt. Nur fanden sie nicht immer auf der Schützenmatte statt, sondern in Lokalen und in Bretterbuden in der Stadt. So stellte ein Bernhard Lutz von Aarau 1706 eine künstliche Uhr aus. 1707 sah man das Modell des Tempels Salomonis, 1708 wurde ein Wachsfigurenkabinett gezeigt. Das Jahr 1709 brachte eine Mechanik mit über 20 künstlichen Vögeln, von denen jeder nach seiner Art pfiff. Höchst merkwürdig fand man 1713 eine bewegliche Darstellung der Schlacht von Villmergen u. s. w. Beliebt war das Wachskabinett mit Jesus vor dem hohen Rat. Seehunde wurden als Meerfräulein gezeigt, und feuer- und hühnerfressende Indianer, oft aus dem benachbarten Elsaß stammend, erregten die höchste Bewunderung. Ist es nicht heute noch ganz ähnlich? Nur den Kin-Topp kannte das alte Bern nicht und die Berg- und Talbahn. Dafür ging dem großen Herbstjahrmarkt etwas voraus, um das man die damaligen Buben und Meitli beneiden könnte. Zum ersten sind es die Schulfeierlichkeiten, die mit ihm verbunden wurden, und zum andern war es die Voranzeige. Gar interessant wird darüber berichtet:

„Die Jahrmärkte wurden von dem Großweibel von der Stadt ausgerufen. Er saß zu Pferd, bekleidet mit dem Amtsmantel, ritt durch die Gassen und rief von Zeit zu Zeit: Ich verkünde Euch, Allen und Jeden, daß wir von heute über acht Tagen unsern freien Jahrmarkt halten wollen. Ich verkünde euch dahero guten Frieden, anhero von hinnen, einem jeden auf sein Recht, die aber dawider handelten, würden meiner Herren Huld und Gunst verlieren." Dabei ging ihm ein besonderer Besteller mit einem Müttsack Baum-

nüssen nach, die der Großweibel bei jedem Ausruf unter die zahlreiche ihn begleitende Gassenjugend warf.

So war es damals. Die stillen und stürmischen Wellen der Zeit haben alte Gebräuche weggespült, aber eines ist geblieben: Die „Ziebele- und Meitschimärite" sind immer noch die Ferien- und Erholungszeit unserer Bauern und die köstlichen Tage unserer Stadtjugend. Ich wüßte darüber noch ein eigenes Liedlein zu pfeifen, aber es ist mir ergangen wie dem Meitschi beim Rendez-vous, ich habe mich — verdampet. Nun muß ich mein Liedlein für das nächste Jahr aufsparen, denn die Zeit ist um. Verschwunden sind die Buden, verzogen die Komödiantenwagen mit dem Völkchen darin, dem erbärmlichen Rest einstiger fahrender Herrlichkeit. Dafür kommen die grauen Feen, und heischen Platz für das „bernische Streichorchester". Mit energischen Strichen geht es fort mit den Grünzeugresten und geknickten Blumen, mit den



Der Viehmarkt am Klösterli.

Körben und Wägelchen, denn die stolze „Berna" macht Toilette für die kommende Fest- und Weihnachtszeit.

Meinrad Lienert.

Zu seinem Vorleseabend, Dienstag den 17. Dezember, im Großratssaal in Bern.

Meinrad Lienert ist weder ein Junger noch einer aus der alten Garde. Er hat vor 10 und 15 Jahren schon allerhand Bücher geschrieben, Episches und Lyrisches. Aber erst seine jüngsten Bücher*) gaben ihm das literarische Gepräge, und er ist ein Vierziger geworden, bevor er den Boden unter den Füßen spürte, auf dem er mit Sicherheit die Meisterschaft erstrebt. Lienert ist der ausgesprochene Kinderdichter, der Dichter der Kinderseele. Nicht so zu verstehen, daß er für die Kinder Märchen und Erzählungen schreibt, nein, seine Kindergeschichten werden nur durch den erwachsenen Verstand ganz ausgeschöpft. Sie bergen künstlerische Feinheiten, psychologische Treffsicherheit, Sinn für den Humor der Situation, die nur bewußt so recht genossen werden. — Das wies uns der erste Teil seiner Vorlesung. Es waren drei Kindergeschichten aus seinen beiden Büchern „Das war eine goldene

Meinrad Lienert.

Zeit" und „Das Bergspiegelein". „Das kranke Nesthäkchen" heißt das erste: Des Hauses Jüngster, der Kareli, sollte aufstehen und zur Schule gehen am Morgen nach dem letzten Kirchweihtag. Der Entschluß wird ihm furchtbar schwer. Er haßt das Schulleben mit dem ewigen Lautieren: mo, mü, eim, öm! und den Lehrer mit seinem inquisitorischen Befehl: „Karl, komm hervor!" Die Spatzen vor dem Fenster necken ihn mit ihrer goldenen Freiheit. Er beschließt, „wenigstens einmal einen freien Vakanztag abzuhalten". Er simuliert Unwohlsein, und die ängstliche Mutter glaubt ihm und verspricht ihm Tee und Backwerk. Da läuft der Arzt vorbei, und sie ruft ihn herein. Der merkt bald, was dem Schlingel fehlt und verheißt dem Patienten ein Häfelein voll Blutegel für hinter die Ohren. Da graust's dem Buben, und wie der Arzt fort ist und das geängstigte Mütterchen in die Küche geht, springt der Bube auf und in die Höschen, hängt schwups den Schulsack über und macht sich auf und davon und ohne Frühstück zur Schule.

Im „Hochmutsnärrchen", einem historischen Kinderroman, hat der Dichter das Köstlichste geschrieben, was je über Schulschlingel und ihre Taten geschrieben worden ist. Ein Gotthelf wird da in den Schatten gestellt. Freilich datiert Lienerts Geschichte um einige Jahrzehnte weiter zurück als die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters"; da mochten füglich auch die Zustände krasser sein.

Bezeichnend für den Dichter, dem der Schalk in den Augen sitzt, ist dieses Einstehen für die Buben, die den Schulmeister quälen, für die Schulkinder, die an der „Dreikönigenecke" nach der Schulfreiheit spähen und diese jubelnd begrüßen: Juhuu, der Lehrer ist krank! Er muß dem Meiredli recht nahe stehen, dem der Weg zur Post so viele Fallstricke legt, und dem andern, der die Großmutter im Bett überrumpelt, um ihr eine Geschichte abzulisten.

Zum Meiredli gesellt sich gern ein Heleneli, zum Josebeli das Marieli. Lienert versteht es mit wunderbarer Kunst, die Kinder miteinander spielen zu lassen. Ein feiner erotischer Hauch liegt über diesen Geschichtchen; das ganze spätere Liebesleben und -weben, das Sichsuchen und Verstecken, das Fangen und Fangenlassen zweier junger Menschen ist hier in ungemein zarten Strichen vorgezeichnet.

Dem spielenden Kinde blickt nicht nur der Poet, sondern sehr oft auch der warmherzige Mensch über die Schulter. Es heißt da etwa vom armen Marieli, das seiner Stiefmutter Schläge erwartet: „Willenlos ließ es sich von der grimmigen Alten abführen, und seine blauen Augen waren wie zwei überschattete Waldkapellchen, um welche wie wilde Tiere die Bilderstürmer toben" oder — am Schlusse der kleinen Kindertragödie „Das Morgenbad" — „es pickte wie ein Vögelein, das mit Not des Sperbers Krallen entrann und seine Augen

*) Neuere Bücher Meinrad Lienerts, im Verlage Huber & Co., Frauenfeld, erschienen: „Das Hochmutsnärrchen", historische Erzählung (1911) Fr. 4.50. „Das Bergspiegelein", Neue Kindergeschichten (1910) Fr. 5. „Das war eine goldene Zeit", Kindheitserinnerungen, Fr. 5.